

Die Lauwiser und ihr See : Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836 [Schluss]

Autor(en): **Küchler-Ming, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 24

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jetzt kommt der große Tag

Endlich ist der große Tag für Lauwis gekommen. Immer noch rücken aus allen Schweizerstädten Fachleute und Neugierige an, vom Kaiserstuhl herauf und vom Brünig herunter. Alle reden vom See, aber keiner sieht ihn, denn er ist von einer dicken Nebeldecke verhüllt.

Schon am Tag nach Dreikönigen war im „Sternen“ und in der „Linde“ das letzte Bett besetzt. Und wer erst am Vorabend anklopfte, mußte mit einem Strohsack in Küche oder Gaststube Vorlieb nehmen, wenn er überhaupt noch ein warmes Plätzchen finden wollte. Am Morgen des Julianstages aber, auf den das große Ereignis angekündigt war, strömt es brandtschwarz von Fußgängern vom Unterland herauf und vom Oberland herunter.

Jetzt wollen die Berge auch dabei sein. Sie jagen den Nebel fort, der sie schon seit bald zwei Wochen eingehüllt hat. Und er steigt und steigt höher und höher und spaltet sich droben, daß zuerst die Gumme, dann der Schönberg und dann der ganze, liebliche Kranz in blendendweißem Winterkleid mit gwundrigen Gesichtern heruntererschaut. Sie hätten sich gern zum Abschied noch einmal im Seespiegel beguckt. Doch dieser will nichts mehr davon wissen. Er ist zu seinem Sterbetag unter eine dünne Eisdecke geschlüpft.

In einer Stunde soll es an sein Leben gehen.

Auf dem Weg zum Stollen winnelt es von Leuten. Sie hasten und jagen, als sei ihnen der Höllenmeister auf der Ferse. Dann und wann

stampft ein Roß mit einem Schlitten heran, und die Fußgänger müssen in den ungebahnten Weg hinaus flüchten.

Auch der Bingweibel steht bis über die Schuhe im Schnee, hart an eine Dornhecke gedrückt, an die er vor den heransausenden Schlitten mit Zürcher Ingenieuren hat fliehen müssen. Sein Aeltester, der Hansli, stützt ihn unterm Arm und will ihm wieder hinaus helfen, auf die angebahnte Straße.

Aber der Vater schüttelte den Kopf. Mit kurzem, gepreßtem Atem stößt er heraus: „Geh allein! ... Sonst kommst ... zu spät.“

„Hier dürft ihr nid bleiben, Vater!“

„Ich geh dann ... Aber lauf jetzt! ... Gelt! ... Wenigstens du ... mußt mir dann erzählen.“

Aber der Hansli läuft nicht. So sehr es ihm hinuntertreibt, das große Geschehen mitzuerleben, er kann den Vater nicht im Stich lassen. So mühsam, wie er atmet. So fiebrig, wie seine Augen glänzen, und so schwer, schwer, wie er bis hierher, aus Ischorrenegg, gekommen ist.

Die Mutter und der Rechwilerdokter und der Pfarrer und der Onkel Schulherr: alle, alle haben ihn gebeten, er solle doch daheim bleiben, dieser Strapaz könnte sein Tod sein. Aber er läßt sich nichts sagen und läßt sich's nicht nehmen. Heute geht's zum Gipfel seines jahrelangen Mühens und Sorgens. Das wenigstens, das will er noch sehen. Nachher ... ach ... er fühlt's ja längst, wie es um ihn steht.

„Wär's nid am g'scheitesten, wir gingen wieder heim? ... Sag, Vater!“

Der Vater schüttelt den Kopf. Er stützt sich schwer auf den Bub und tut einen Schritt, der angebahnten Straße zu.

Da knallt wieder eine Peitsche. Der Balz auf seinem dichtbesetzten Schlitten jauchzt dem Hansli zu. Doch, wie er' mit raschem Blick die traurige

Die Erzählung von R. Kuchler-Ming
«Die Lauwiser und ihr See» ist
in Buchform im Eugen Rentsch-
Verlag, Erlenbach-Zürich, erschienen.

Lage seines Freundes sieht, verstummt sein Hubel, wie eine jäh zerschmetterte Trompete.

Der Hansli und sein Vater sehen den davon-
tausenden Herren traurig nach. O, wenn man
Geld hätte, daß man nur so in einen Schlitten
zu sitzen brauchte! Die können nun dabei sein,
denkt der Hansli. Und der Vater, der alles, alles
für das Werk einsetzte, der jetzt noch den Schuh
ausziehen und der Sach und seinen Genossen
zulieb mit nacktem Fuß Schnee stampfen würde!
Der arm, arm Vater! Der Bub streicht rasch
hinter des Vaters Rücken mit dem Ärmel über
die nassen Augen.

Sie sind wieder mitten auf der Straße. „Geh
jetzt, Hans!“ Der Vater nennt ihn seit gestern
nicht mehr anders. Er begreift, daß sein Älte-
ster kein Kind mehr sein will . . .

„Geh! ich komm allein nach Haus!“

Doch der Hansli stützt den Vater fest mit dem
Arm und führt ihn nach dem Dorf zurück. Und
dieser ist schließlich froh, denn er sieht es doch
nun ein, daß es ohne Stütze nicht mehr ginge.

Wie sie dem ersten Haus zu Mühlebach nahen,
kommt beiden ein erlösender Gedanke. Und sie
müssen ihn nicht einmal aussprechen. Schon
beugt sich das Trineli zum Fenster heraus, und
winkt ihnen, ins Haus zu kommen. Es sah die
beiden vor einer halben Stunde mühsam hin-
untergehen, wie es heut überhaupt jedes Bein
und jeden Haken sieht, und sagte dabei zu sich
selber: der Weibel kommt nid an den Stollen.
Der ist viel zu elend. Drum wundert es sich nicht
über die Rückkehr.

Das Trineli kommt ihnen auf die Vorlaube
entgegen und redet und hustet in einem fort.
„Der tausend Gotts Willen, wie ihr aussieht!
Ihr hättet daheim bleiben sollen . . . Djekesjee!
Ihr schlottert ja. Kommt geschwind herein, aufs
Kanapee! Ich geb euch heißen Spizweggerichte.
Hab grad für den Kleinen auch gemacht. Ich
glaub gewiß, er hat den Grupp . . . Sonst wär
ich nid hier. Könnnt denken! So etwas wie diesen
Seeabzug sieht man in Ewigkeit nie mehr . . .
Djekesjee! Was ihr für einen Husten habt! Ihr
solltet besser acht geben. Macht euch denn die
Frau keinen Schneckenfirup? . . . Das ist das
Allerbeste für die Lunge. Man muß aber rote
nehmen, rote Waldschnecken. Begreiflich. Die

haben ja auch so eine Lungenfarbe, die sind vom
gleichen Zeug. Die Schnecken tut man in ge-
stoßenen Zucker. Aber lebendig. So gibt es über
Nacht einen schönen, rotlachten Schleim. Diesen
nimmt man löffelweise, viermal tags . . .

„Queget doch da zu, wie die laufen!“ ruft sie
jetzt wieder am Fenster. „Ja, ja! Die haben
höchste Zeit. Grad viel Leut sind jetzt nimme auf
der Straß. Sie nehmen ab, wie die Erdäpfel
nach Pfingsten. Freilich, es sind schon genug hin-
unter. Djekesjee! Es nimmt mich nur wunder,
wo die alle stehen wollen . . . Nehmt jetzt einen
Schluck Tee! 's ist Bienenhonig drinn . . .“

Der Weibel hat dem Hansli schon zweimal be-
deutet, er solle gehen. Aber dieser steht immer
noch neben dem Kanapee und horcht auf den
lauten, kurzen Atem seines Vaters.

„Geh jetzt, Hans! Ich bin hier . . . gut ver-
sorgt. Ich ghirme (ruhe) ein wenig. Dann
komme ich nach. Sonst mußt du mir wenigstens
erzählen können. Geh jetzt!“

Der Hansli grüßt und springt hinaus. Seine
Holzsohlen klappern auf der Stiege, daß es weit
in den stillen Wintertag hinaustönt.

Wie ruhig ist's jetzt auf der Straße nach die-
sem mächtigen Gejäg! Kein Bein mehr weit und
breit. Der Hansli springt im gestreckten Galopp
die Straße hinunter, vorwärts ums Tschorren-
egg. Aber auch hier weit und breit kein Mensch.
Er springt und keucht und findet schier den Atem
nicht mehr. Wenn er's nur noch erreicht! Alle
Welt versinkt ihm vor der Begierde, das große
Lauwiserwunder mitzuerleben.

Beim alten Horn am Hubel begegnet ihm der
Feldernaz und flucht alle Zeichen. Er hat seinen
Stall drunten am Kaiserstuhl räumen müssen.
Er nicht allein. Aus allen Häusern und Ställen
in der Nähe der Mine mußten Mensch und Vieh
fliehen, und alles, was man nicht in Gefahr
haben wollte. Alle sagten, der Schuß werde weit
und breit herum den Boden schütteln wie ein
höllennmäßiges Erdbeben. Aber keiner fluchte so
wie der Feldernaz, der immer noch einer der Ra-
biatesten unter den Rassen ist.

Der Hansli muß den Schritt ein wenig hem-
men und schnaufen . . . schnaufen . . . Kein
Mensch mehr . . . Alles ist schon unten. Zimmer

und immer wieder muß er gegen das Weinen kämpfen. Jetzt kommt er halt doch zu spät.

Der See liegt wehmütig unter seiner Eisdecke, als hätte man ihm wie anderen zu Tod Geführten die Augen verhüllt, daß er den Todesstoß nicht ansehen müsse. Den Hansli klemmt's in der Brust bei seinem Anblick ... So sieht er ihn jetzt zum letztenmal. Eigentlich hat er ihn doch gern, so gern gehabt. Es ist ihm, als müsse er ihn um Verzeihung bitten. So friedlich, wie er immer dalag! ... Wie wird das wohl nachher aussehen?

Er biegt um den letzten Rank vor dem Kaiserstuhl ... Da schlorpet doch noch einer. Aber es preßiert ihm nicht ... Es ist der Mattlidoktor. Er hat es abgelehnt, als ihn die Herren der Regierung einluden, mit ihnen zu fahren, und hat es wieder abgelehnt, als der Berner Ingenieur ihn mitfahren lassen wollte. Er wollte nichts von dem Greuel sehen. Er wollte daheim hinterm Ofen sitzen und mit beiden Händen die Ohren zudrücken. Und doch ließ es ihm keine Ruhe. „Es ist eine heillos gefährliche Sach',“ sagte er zu seiner Frau. „Es ist Gott versucht. Aber schließlich muß man doch helfen, wenn Not am Mann ist. Und ein Unglück gibt's sicher.“ Er stopfte alle Rock- und Manteltaschen mit Salb und Pflaster und Leinenzeug voll und ging.

Der Hansli nimmt einen neuen Anlauf, um mit kurzem Gruß an dem breitspurig Dahetrampenden vorbeizuspringen. Seine Hoffnung wächst. Der Böllerschuß ist noch nicht losgegangen. Und ein Böllerschuß soll ja das Ereignis kurz zuvor ins Land hinaus rufen.

Jetzt liegt das Nordufer des Sees dicht vor ihm. Was für ein Menschenschwarm! Der Hügel, von dem man nach der einen Seite den Lauwisersee überblickt, und nach der andern hinunterzieht gegen den Stolleneingang und ins Unterland, dieser ausichtsreiche Hügel zappelt völlig von Neugierigen.

Schon hat der Bub die erste Gruppe erreicht. Es sind Masse. Ganz treue Parteigänger des Mattlidoktors. Dem Hansli preßiert's nicht an ihnen vorbei. Er spißt die Ohren ... „Den Kaufherrn zu Landern geschmiert haben sie“ ... „Oder einmal gesalbet. Der Bibliothoger hat selber gesehen, wie der Sternenbalz zwei große Wein-

fässer aufgeladen hat, drunten zu Landern vor des Kaufherrn Haus. Sonst hat der Sternewart sein Gbüß immer vom Schwander gehabt.“ ... „Ja, ja! Eben! Wieder das cheiben Teufelsgeld! Im Augsten hat der Kaufherr dem Mattlidoktor noch selber gesagt, eher tunke die Regierung den Trockenen allen zusammen die frechen Nasen in den See, als daß sie diesen gottsmärterlichen Schuß gestatte“ ... „Jetzt haben sie's dann!“ ... „Ein Landesunglück“ ... verfaeret ...“ Der Hansli horcht umsonst. Er versteht nichts mehr. Er ist schon zu weit weg.

Wie die Lauwiser beten und zittern und jubeln

Neben dem kleinen Geißgaden an der Listenscheit steht der Spierandres mit seinem Agathli.

„Sei doch nid so einfältig, Liebs!“ tröstet der Dres.

„Denk doch! Wenn du ausglittest ... wenn die Zündschnur rascher brennen oder ...“

„Wir wollen Gottvertrauen haben, Agathli! ... Tu nid so weinen! ... Denk, wie sie alle für mich beten! Heut hat ja der Pfarrer noch die Meß für mich gelesen ... oder einmal daß all's gut gehe.“

Am Kirchturm zu Bürglen schlägt's zwei Uhr.

„Jetzt muß ich gehen. Ich sollt schon unten sein. Hab Mut und bet für mich!“

Das Agathli schluchzt und schnuppert und wischt die Augen ab. Es hebt das vermeinte Gesicht auf zu ihm.

Er möchte so gern ... aber nein, so vor aller Welt küßt man sich nicht zu Lauwis. Und sie merken es wohl, daß von allen Seiten hundert und hundert Augen an ihnen hangen.

Er drückt dem Mädchen kräftig die Hand. „Auf Wiedersehen, Agathli!“

Das Agathli verbirgt das Gesicht wieder im Taschentuch. Alles Volk aber schaut dem Spierandres nach ... Wie er behend hinunterspringt! So ein flinker, hübscher, mordsbeherzter Kerl! Jammer schade wär's um ihn.

Das Hubelmimeli, des Agathlis Freundin, kommt auf das schluchzende Mädchen zu, nimmt es am Arm und tröstet es. Und bald ist das Agathli von Neugierigen und Helfern und Tröstern dicht umringt. Es müßte hundert Ohren

haben, wenn es all die frommen und süßen Trostworte, all die Räte für Messen- und Wallfahrtenversprechen und die armen Seelen zu Hilf rufen hören wollte. Aber es hat auch nicht ein einziges Ohr für all das Gefrächz und Geplapper. Es hört nur sein eigenes Herz: Dres! Dres! Mein Dres!

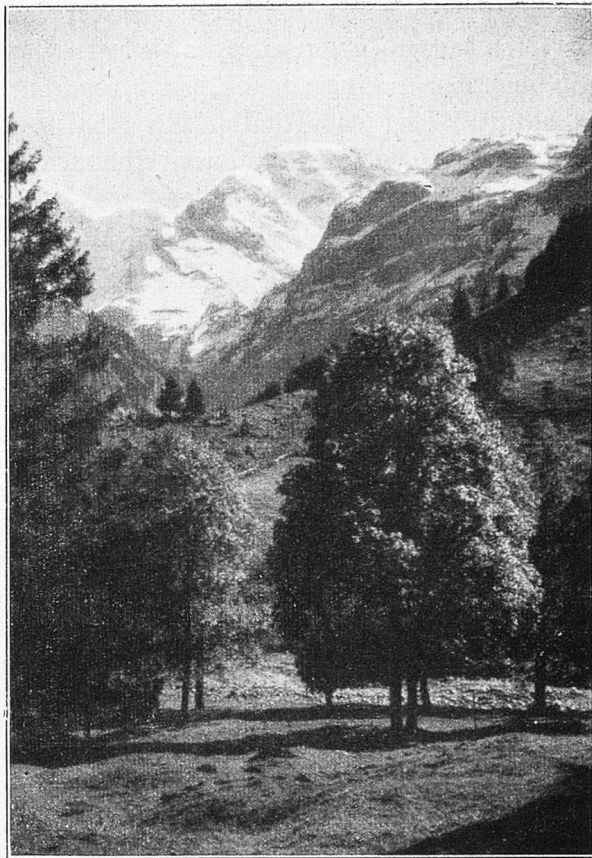
Jetzt kracht der Böller. Jetzt geht's los. Alles Volk drängt sich nach der Höhe. Zu Landern auf dem Burghügel gibt die Kanone das Signal weiter und durch alle Berge donnert's der Widerhall, daß der entscheidende Augenblick gekommen ist.

Jetzt ist er hinein in den Stollen, der Dres. Fünfzehn Minuten hat er Zeit. Dann, wenn nid schon vorher . . . Betet, betet doch alle!

Das Kropflibabi hat schon lang den Rosenkranz vorgebetet, die Allerheiligenlitanei, dann zu den vierzehn Nothelfern und noch ein sonderlich kräftiges Gebet zum Bruder Klaus. Aber nur ganz wenige alte Weiber und Jungfern haben mitgemacht. Jetzt aber fängt es den Rosenkranz von neuem an. Und es straft die Schwätzenden mit einem wilden Blick und verdreifacht seine Stimme, daß es laut tönt wie das Kommando eines Offiziers, da es betet: „Der für uns hat Blut geschwigt.“ Und immer mehr treibt Angst und Spannung das Volk zu den Betenden. Selbst junge Burschen, die vorhin noch über des Kropflibabis ewiges „Knubeln“ spöttelten, wollen jetzt ihr klopfendes Herz an der Todesangst des Erlösers stärken und beten laut oder leise mit.

Das Agathli verbirgt sein Gesicht im grauen Pelzfragen auf des Hubelmimelis Schulter. Man sieht nur seine freideweißen Schläfen und Ohren.

Auf einem vorspringenden Fels, unweit des Stolleneinganges stehen die Ingenieure, die Vertreter der auswärtigen Stände, die Vorstandsmitglieder der Seegesellschaft und die Herren der Regierung. Zwei, drei in Pelzmäntel gehüllte Stadtherren hatten sich auf einen mit Pferdedecken bekleideten Laden niedergelassen. Jetzt sind auch sie aufgesprungen und strecken die Hälse. Alles, alles starrt mit Spannung zum Stolleneingang hinüber. Der dicke Kaufherr von Landern hält seine goldene Uhr in der Hand. Und



Abschied vom Sommer

Der Herbst kündigt sich mit seiner flammenden Farbenpracht an. Da werfen wir nochmals einen letzten Blick auf die verflossenen Sommertage zurück, wo wir in glücklichen Ferientagen Täler und Berge durchstreifend, uns an den Schönheiten der Natur erfreuten.

wie er, so läuft noch manch ein Herr mit dem Blick von der Taschenuhr zum Stollen und wieder zurück.

Das einfache Landvolk aber kann sich keine Taschenuhr leisten. Es mißt die Zeit an des Kropflibabis Gebet. Ist der Rosenkranz vorbei, so muß der Dres draußen sein, sonst . . .

„Wie lang? . . . Wie lang schon fragt das Agathli und schaut mit seinen angstvollen Augen umher wie ein Reh unterm Messer.

„Bei der dritten Zeile . . . Hörst! . . .“ Das Kropflibabi betet: „Der für uns ist mit Dornen gekrönt worden“ . . . „Es kann noch nid zehn Minuten sein.“

Ganz nahe beim Agathli stehen ein paar Lauwifer von der nassen Partei. Aber die beten nicht. Die schimpfen in einem fort. „Ein verdammter Leichtfynn!“ hört das Agathli den Nietlihans murren. „Den wackeren Bündner bekommen die Trockenen auch noch aufs G'wissen.“

Das Agathli wird wieder bleich wie ein Leinlaken.

Das Kropflibabi betet schon: „Der für uns ist gekreuzigt worden.“ Den Umstehenden zittern die Stimmen beim Nachbeten.

Das Agathli hat sein Gesicht wieder in Mimelis Pelz vergraben.

Keine drei Minuten mehr . . .

Ein Pistolenschuß! Wie der Föhnsturm fährt's durchs Volk. Das ist das Zeichen, daß der Spierandres in Sicherheit ist.

Mit schweißübertrennem Gesicht kommt der Tapfere vom Stollen her nach dem Hügelchen gesprungen, wo das Agathli steht und zwischen Tränen hervorlacht und beide Hände nach dem Schatz ausstreckt.

Doch der Dres kommt nicht vorwärts. Jubelnde Burschen umringen ihn. Zwei Trockene heben ihn auf ihre Schultern und tragen ihn wie einen gefangenen Hirschen zu den Herren der Seegesellschaft und der Regierung hinüber.

Aber diese sind zum Jauchzen und Jubeln noch nicht aufgelegt. Es drückt wohl der eine und andere dem Dres die Hand. Doch die meisten schauen mit großen Augen und kurzem Schnauf hinunter zum Stolleneingang.

Daß der Schuß noch nicht losgeht! Wie ein im Tod geöffneter Mund gähnt das Seeloch ohne Krach und Rauch zwischen dem Gestein. Nichts regt sich. Und doch sollte jetzt das Große geschehen.

Dem Andres ist's am allerwenigsten ums Triumphieren. Schon drunten wehrte er sich, als ihn die Trockenen auf die Schultern luden. Und jetzt wird sein Gesicht immer ängstlicher. Der Schweiß glänzt auf seiner Stirne.

„Wenn der Schuß nid losgeht, wenn's g'fehlt hat . . . was dann?“ fragen sich die Leute.

„Dann ist alles futsch.“

„Dann muß der Dres noch einmal hinein und nachsehen. Vielleicht nachbohren. Das ist noch hundertmal g'fährlicher als z'erst.“

Das Kropflibabi, das beim Pistolenschuß aufgehört hat zu beten, schlägt das Kreuz und fängt mit Vollkraft seiner Stimme von neuem an.

Und das Agathli hängt wieder bleich und schlampig, wie ein Mehlsack, an Mimelis Hals.

Die betenden Stimmen werden immer dünner. Die Angst wird lauter als die Hoffnung. Und immer einmütiger tönt es im Umkreis: „G'fehlt! . . . Alles futsch!“

Die Massen, die in Agathlis Nähe stehen, werden immer munterer. „Haben wir's nid gesagt?“

Jetzt steht auch der Mattlidoktor mit seinen mit Verbandstoff ausgestopften Manteltaschen bei ihnen. Er zündet sich wieder die Pfeife an, die seit einer Stunde Feiertag gehabt hat und blinzelt dem Nietlihans zu.

„Eine verdammte Narrenfugerei,“ murrte der Feldernaz, der ebenfalls zu den Freunden gestoßen ist.

„Solch ein Volksgläuf für rote Ohren und verfrorene Füße! . . . He, Balzli!“ ruft der Nietlihans dem Sternenbalz zu. „Was habt ihr für eine Hundschnauzenpommade in euer Pulverfaß hineingeschmiert? . . . Hol doch droben im ‚Sternen‘ ein paar Suppenlöffel, daß ihr's wieder ausschöpfen könnt!“

Der Balz zieht die Faust auf und drängt sich gegen den Nietlihans vor. Da fährt plötzlich alles Volk zusammen. Aber nicht wegen dem Sternenbalz. Vom Stollen her hat man zwei dumpfe Schüsse gehört.

Jetzt! Jetzt! . . . Die einen wenden sich nach dem Stollen. Die andern nach dem See. Wo ist mehr zu sehen? . . .

Doch die Spannung ist umsonst. Kein Sprudeln und Spritzen, wie man's erwartet hat. Kein Schwanken des Bodens . . . Für nichts und sonst hat man weit in der Runde Mensch und Vieh aus den Gebäuden geschafft, und Krüge und Flaschen vor dem Zerklirren und Zerscherven gerettet. Nicht einmal die Eisdecke auf dem See hat einen Sprung.

Wieder die enttäuschten Gesichter auf allen Seiten.

„Nichts! . . . Der tausend Gotts willen! Der Schuß hat nicht gewirkt . . . Zeräjeräjee! All das Geld! All die Müh!“

„Jetzt! Jetzt! Es kommt!“ Der Binghamli lärm't's hart überm Seeloch.

Alles wendet sich dorthin. Und wirklich! Da kommt Rauch und Pulverdampf aus dem Stollen heraus. Jetzt kommen Holzklöße, Steine und Sand geflogen, als speie die Hölle eine zermalnte Welt aus, und dann schäumt's und brodelts. Und jetzt! Was für ein Wasserschwall! Ein wilder Strom stürzt in weitem Bogen hinunter ins Rechwilerried.

Alles jubelt und jauchzt und drückt sich die Hände.

Der Schulherr fällt dem Spierandres um den Hals. Doch dieser reißt sich los, und zwei Minuten später lacht und weint das Agathli an seiner Brust.

Der Wydischreiner kommt auf das Pärchen zu. Beide Hände steckt er dem Andres entgegen. Jetzt ist alles gut. Jetzt ist er voll Freude und Stolz auf seinen künftigen Schwiegersohn.

Vor dem Bergmeister und dem Schulherrn und dem Kaufmann aus Schattigen und den andern Vorstandsmitgliedern der Seegeellschaft baumeln Pelzkappen und Handschuhe der fremden Herren in aller Luft herum.

Im Kirchlein zu Bürglen fängt's zu läuten an. Und sogleich fallen die Glocken rings um den See herum in die Freudenklänge ein.

„Komm, Hansli! Komm! Wir wollen die Massen fragen, ob sie jetzt mitlöffeln wollen!“ ruft der Balz.

Doch der Hansli hat keine Zeit. Er drückt sich durch die Menge fort. „Geh du allein! Ich muß jetzt zum Vater.“ Und er springt wie ein Reh am Mattlidoktor und an den andern Massen vorbei, die mit gekrümmten Buckeln Lauwis zuschleichen.

Wie der Hansli dem Tschorrenegg naht, sieht er seinen Vater, an einen Baum gelehnt, am Wege stehen. Von weitem steckt er dem Bub beide Hände entgegen und ruft: „Hansli, Hansli! Jetzt wird alles gut.“

Der Hansli kann nicht anders, als den Vater freudig in die Arme schließen. Doch wie er ihm dann ins Antlitz schaut, erschrickt er. Nicht wegen der Tränen in Vaters Augen. Das sind ja Freudentränen. Aber das Blut in seinem Mundwinkel!

„Vater, hast du wieder einen Anfall gehabt?“

„Nur einen leichten. Die Freude! Die Aufregung . . . Mach dir nur nichts draus! Mit dem müssen wir uns abfinden, daß es mit mir nicht mehr lang dauert . . . Aber das . . . das hab ich jetzt doch noch erleben dürfen. Gott Lob und Dank dafür!“

Er stützt sich auf des Hanslis Schulter. Und indem er von seinem Sohn geführt langsam, langsam dem Dorf zuschreitet, sagt er immer wieder: „Gott Lob und Dank! Jetzt ist's euch gesichert. Jetzt weiß ich, daß euch der Wohlstand auf dem Seeboden blühen wird. Meinen Kindern, meinen Freunden und allen kommenden Geschlechtern.“

Der Same spricht

Als die fremden Gäste ums Zunachten nach einem warmen Trunk und einem Bombenhagel von Lob und Ruhm und Glückwünschen sich wieder in die weichen Decken und Pelze hüllten und in den Schlittkasten heimwärts fuhren, da hatte sich der Seespiegel bereits um zwei Zoll gesenkt, und hier und dort war die dünne Eisdecke eingebrochen.

Von Stund zu Stund senkte sich der Spiegel tiefer und wich dann von Tag zu Tag weiter von den Ufern zurück und gab neue Flächen frei. Am Ende lag der Seeboden da wie ein graufiger, schwarzer Pfuhl, aus dem Bäume und Wurzeln und Balken hervorragten wie höllische Ungeheuer. Von den römischen Kostbarkeiten, die sich der Hansli geträumt hatte, keine Spur. Niemand durfte sich hinauswagen. Auch das leichtbeinigste Büblen wäre im Schlamm versunken.

Die Rechwiler, die gespottet hatten, als man den Abflußkanal erweitern wollte, bekamen Hochwasser vom Seeabfluß und auch für die Lauwiser gab es schwere Tage, als stellenweise unterspültes Seeufer einbrach.

Doch bald kam der Frühling, und der Sommer trocknete den Seegrund vollends und wandte Not und Sorgen in sichere Erfüllung des Hoffens.

Holz und Steine wurden vom Seeboden abgeräumt, Gräben gezogen und der Wasserablauf geordnet. Wege und Brücken wurden gebaut, und

das weite, fruchtbare, dem See entsprungene Erdreich mit Korn und Gersten und Alee und Esparsette besät.

Der Meid der Massen wuchs, und immer zahlreicher wandten sie sich den Trockenen zu.

Der Mattlidoctor ließ sich freilich nichts anmerken. Aber der Türlifuchs schlich um alle Winkel und Ränke herum dem Schulherrn und dem Erweibel nach und meinte, es sollte sich ein Weg finden, daß er nachträglich noch in die Seegesellschaft aufgenommen werden könnte. Doch jetzt war's zu spät. Jetzt mußte er sich mit dem Vorteil begnügen, der der Gemeinde aus der Hebung des allgemeinen Wohlstandes erwuchs.

Mit des Weibels Gesundheit ging es aber abwärts. Seit der Anstrengung am denkwürdigen Julianstag waren Husten und Hitze nicht mehr von ihm gewichen. Er war in einem ständigen Hasten und lief vom warmen Stubenofen weg mit zündroten Fieberbacken an den See hinunter. Als das Bild vom Schwellen und Vertiefen des Seegrundes deutlicher wurde, da fing er an zu planieren, was auszuebnen, was auszufüllen sei und wie die einfließenden Bäche am besten zu dem kleinen, zurückgedrängten Rest des Sees geführt werden können.

Als dann an einem Spätsommernorgen nach einer warmen Regennacht der Schulherr unter sein Fenster kam und ihm zurief: „Es grünt!“ da eilte er mit fiebergliühenden Wangen dem Seeboden zu. Fast hielt sein Atem nicht mehr aus. Doch erreichte er noch die Stelle, wo einst die Schifflande war. Und als er von dort aus den grünlichen Schimmer über der weiten Fläche sah, da schlug er die Hände zusammen und rief: „Gott, mein Gott! Ich danke Dir!“

WOLKE
im Blauen

Hei, wie sie wandert!
Hei, wie sie spielt!
Die Wolke im Blauen —
Und mitten im Schauen
Hab' ich's gefühlt.

Damit brach ein Blutschwamm aus seinem Mund. Er sank zusammen und starb.

Ganz Lauwis nahm teil an der Bestattung und ehrte den Mann, der sich so selbstlos für das Wohl seiner Gemeinde eingesetzt hatte.

Der Hansli konnte nicht dabei sein. Verwirrung und Entfernung waren zu groß, als daß man ihn noch rechtzeitig hätte heimrufen können. So blieb ihm die schmerzliche Nachricht bis kurz vor Schluß erspart.

*

Und jetzt steht der Hansli vor des Vaters Grab. Er kommt heim in die Sommerferien und macht hier kurze Rast. Der dichtgefüllte Reisefack und der große Regenschirm liegen neben ihm auf dem Boden. Seine Schülmütze unterm Arm, die Hände fest ineinander gefaltet, betet er für die Seelenruhe des Verstorbenen. Er weint nicht. Den ersten Schmerz hat er überwunden. Und immer und immer wieder sagt in ihm eine Stimme: Der Vater ist nicht tot. Er lebt fort in der großen Gemeinschaft der Liebe. Und mehr denn je fühlt er es jetzt an diesem schlichten Hügel, daß eine reiche Saat aus des Vaters Seele in seinem eigenen Innern keimt.

Er holt Weihwasser aus dem nahen Becken und besprengt damit das Grab. Und es ist ihm, als begieße er etwas, das fortwächst und durch ihn selber weit und groß werden will.

Nun hebt er Reisefack und Parisol vom Boden auf und schreitet tapfer heimzu. Voll Zuversicht schaut er hinunter zum Seeboden, wo Korn und Gräser im üppigen Wachstum stehen.

E N D E

Sie wollte mir sagen:
Gib' her dein Sorgen,
Gib' her dein Klagen!
Ich will sie heut morgen
noch weit über's Meer
Ins Pfefferland tragen ...

Gottfried Feuz